Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 20. 11. 1938 | Nr. 47

Kampf mit dem Pessimismus!

Unter dieser Parole, die Novembernebel zerreißen, gläubige Herzen stärken und die ewigen Schwarzseher und Trübsalbläser arbeitslos machen soll, hat die Deutsche Vereinigung ihre Ortsgruppen und Mitglieder zu Kundgebungen aufgerufen, deren erste am vergangenen Sonntag in Posen veranstaltet wurde, wo

Dr. Hans Kohnert

unter lebhafter Zustimmung seiner ihn begeistert begrüßenden Zuhörer u. a. folgendes ausführte:

Mit der heutigen Kundgebung in Posen beginnt eine Versammlungswelle der Deutschen Vereinigung unter der besonderen Losung: „Kampf dem Pessimismus!" Sie ist notwendig geworden, weil sich in unserem Deutschtum zum Teil eine Niedergeschlagenheit bemerkbar macht, die entschieden bekämpft werden muß, da gerade in der heutigen Zeit kein Grund dafür vorhanden ist. Zugegeben: Vielen von uns, die wir seit zwanzig Jahren hier unter den veränderten Verhältnissen leben, ist immer wieder Schlechtes widerfahren, so daß manches Mal eine verzweiflungsvolle Stimmung hochkam, die wohl für einzelne Berechtigung hatte, niemals aber für uns alle, als Gesamtheit gesehen.

Dr. Kohnert ging dann auf die Ursachen des Pessimismus ein, die sich besonders in der letzten Zeit ergeben haben. Er nannte insbesondere das Grenzzonengesetz, dann die Agrarreform und die anderen Teilfragen unseres Gesamtlebens, die uns immer wieder in Sorge versetzen.

Die ganze Geschichte der Auslandsvolksgruppen beweist, daß — wenn sie zäh und hart ihren Lebenskampf führen — ihr Leben nicht ausgelöscht werden kann.

Ein gutes Beispiel dafür bieten unsere Volksgenossen in Wolhynien, über die der Krieg in seiner ganzen Unerbittlichkeit hinwegging. Das gesamte Deutschtum wurde dort aus seiner Heimat verdrängt, große Teile von ihnen nach Sibirien verschleppt, und dennoch kehrten sie zurück und zählen heute zu den treuesten und härtesten Deutschen.

Wir müssen eben den Glauben an das Leben unserer Volksgruppe haben, und wo er nicht ist, dort muß er neu gepflanzt werden. Dies ist zur Zeit wohl eine der wichtigsten Aufgaben, die unsere deutschen Organisationen zu erfüllen haben.

Wenn bisher — so führte Dr. Kohnert weiter aus — Beispiele genannt worden seien, die als Ursache des sich breitmachenden Pessimismus angesehen werden und ihn berechtigt erscheinen lassen könnten, so gibt es doch auch Tatsachen, die eindeutig beweisen, daß kein Grund zu Pessimismus innerhalb unserer Volksgruppe vorhanden ist.

Damit leitete Dr. Kohnert zu der letzten Entwicklung in Europa über und erklärte, daß die ganzen Fragen, die im Zuge der letzten Zeit aufgerollt wurden, mit der Heimkehr der Volksgruppen in ihre Mutterländer noch nicht abgeschlossen seien. Die Entwicklung hat bewiesen, daß die bisherigen Lösungsversuche hinsichtlich der Minderheitenfrage an Krankheitserscheinungen gelitten haben, und daß sie unbedingt so geregelt werden müssen, daß Krisen von dem Ausmaße, wie sie letzthin entstanden sind, sich nicht wiederholen. Es ist sichtbar geworden, daß selbst die neue Grenzziehung nicht so durchgeführt werden konnte, daß das Minderheitenproblem der betreffenden Staaten damit restlos aus der Welt geschafft wurde; es sind auch in den Staaten, die ihre Grenzen miteinander neu regelten, Minderheiten geblieben. Man hat nun die Erfahrung gemacht, daß für diese Volksteile neue Bestimmunegn geschaffen werden müssen, daß ihre Lebensrechte zu sichern sind, wenn man erneute Krisen vermeiden will.

Man wird also nach neuen Wegen in der Minderheitenfrage suchen müssen,

und Beispiele dafür, daß man sich ernsthaft mit der Frage beschäftigt, sehen wir bereits in der Einrichtung von Staatssekretariaten für die deutsche Volksgruppe in der Slowakei und in kürzester Zukunft wohl auch für das im tschechischen Staatsgebiet verbliebene Deutschtum.

Die Entwicklung dieser Frage ist im Fluß, und es ist bei ihrem Ernst zu hoffen, daß auch eine allgemeine Neuregelung gefunden wird. Auch wir erhoffen für unsere Volksgruppe eine Neuregelung, und daß wir sie verdient haben, beweist unsere Pflichterfüllung als Staatsbürger, die wir nie vernachlässigten, und die erst letztens bei den Sejmwahlen so sichtbaren Ausdruck gefunden hat.

Zum Schluß beschäftigte Dr. Kohnert sich noch mit den Pessimisten, die selbst dann noch die Frage nach dem „Wozu?" stellen, wenn sie auch annehmen, daß die Einheit geschaffen wird und eine Neuregelung unserer Lebensfrage erfolgt. Diese Menschen meinen, daß es ja doch immer wieder neuen Kampf geben werde und immer neue Opfer gebracht werden müßten.

Diese Frage nach dem „Wozu?", die Frage, ob es zwecklos ist, hier in der Heimat auszuhalten, sie kann dann nicht mehr mit dem Verstande beantwortet werden, sondern hier muß das Gefühl sprechen. Wer es empfindet, wer es fühlt, daß man für die Heimat nur in der Heimat einstehen kann, der wird sich die Frage nach dem „Wozu?" auch selbst beantworten können.

Alle Impulse eines Frauenlebens . . .

Zum 80. Geburtstag Selma Lagerlöfs am 20. November.

Von Hildegard Burwick.

In einer Zeit, die vor allem erfahren und alt erschien und deren Dichtung es, selbst wenn sie Jugend spielte, schwer fiel, die Fältchen an den Schläfen und das weltkluge Lächeln um den Mund zu verbergen, betrachtete Selma Lagerlöf die Welt wie ein zum ersten Male aufgeschlagenes Märchenbuch. Sie vermochte das, was sie sah, so zu erzählen, daß alle die Alten und Überklugen rings im Kreise gleichfalls wie Kinder wurden und an ihren Lippen hingen. In einer Zeit, da die Waagschale der intellektuellen Berechnung ausgesprochen die der Unmittelbarkeit überwog, gab die Dichterin ihrer Phantasie freien Lauf und sprach einzig und allein aus ihres Herzens Einfalt.

Ein dem Äußeren nach einfacheres und weniger erklärendes Leben als das Selma Lagerlöfs läßt sich kaum denken. Im Jahre 1858 wurde sie in Värmland geboren, besuchte von 1882 bis 1885 das Lehrerinnenseminar in Stockholm und unterrichtete dann eine Reihe von Jahren an der Elementarschule für Mädchen in der kleinen südschoonischen Stadt Landskrona. Bis 1890 war sie vollkommen unbekannt. Da veranstaltete im Frühling jenes Jahres eine Stockholmer Frauenzeitung, Idun, ein Preisausschreiben für Novellen von ungefähr hundert Seiten. Dorthin sandte Selma Lagerlöf die ersten Fragmente des Buches, das sie weit über den Norden hinaus berühmt mache — Gosta Berlings Saga. Mit seinem Erscheinen verließ die Dichterin die engen Kreise einer Kleinstadtlehrerin. Bevor sie sich wieder in einer schwedischen Provinzstadt, dieses Mal in Falun, niederließ, war sie lange im Süden und im Orient.

Alle Gestalten Selma Lagerlöfs kommen tief aus ihrer Seele. Merkwürdige Offenbarungen, märchenhaft und doch von einer Wahrheit, die zauberisch und unwiderstehlich ist, ziehen uns an. Siebzehnjährige Jugendschwärmerei und fünfzigjährige Frauenmüdigkeit, Mutterschaft, Hexenarglist und Königinnenglück, die verschiedensten Impulse des Frauenlebens kennt diese Dichterin, deren äußeres Dasein still und abgeschieden blieb. Wenn man an Selma Lagerlöf denkt, könnte man glauben, ihre Seele sei durch viele Alter und Gestalten gepilgert. Sie ist eine eisgraue Vala in ernster Vorzeit gewesen, eine lebenstrunkene entführte Jarlstochter und eine reuevolle, sich kasteiende Nonne, Troll, Heilige, Hexe, Sklavin und noch vieles mehr. Glut, Weisheit und Fröhlichkeit erfüllen ihre Erzählungen mit ihrer mächtigen Erfahrungssumme und dem wunderbaren fernen Rauschen aus vergangenen Zeiten und zerfallenen Städten.

Doch herrscht darüber hinaus in ihren Geschichten eine Logik, die nicht die gewohnte unserer Welt ist, aber in ihrem scheinbar paradoxalen Zusammenhang dem eigenen dunklen Gesetz des Lebensprozesses selbst verwandt scheint. Sie hat eine erstaunliche Gabe, Sinn in das Krause und Folgerichtigkeit in das Zerrissene und Unzusammenhängende zu bringen. Mit dieser Romanhaftigkeit hängt wohl auch ihre Art zusammen, zwar die stärksten Dissonanzen anzuschlagen, sie aber doch immer in Harmonie aufzulösen.

Die alte Romanliteratur liebte die dunklen Seiten des Daseins, sie vertiefte sich in den Sturm und die Abgründe, aber sowohl Verfasser als auch Leser behielten das sichere Gefühl, daß man schließlich aufs Trockene kommen würde. Die schwarze Sepia mochte immerhin in Strömen fließen, aber der Schluß sollte Sonne sein. Man wollte vor der Grausigkeit des Daseins schaudern, dann jedoch die wohlbehagliche Ruhe seiner Kachelofenecke wiederfinden.

Über diesen Schwächen stehen die Ursprünglichkeit und Kraft der Phantasie. Da ist keine Spur von Blutleere. Es sind die zügellosen, munteren und spielerischen Einbildungen eines Naturkindes, das sich noch nicht in der Einfärmigkeit der Stadtgassen müde gelaufen hat, das Freizügigkeit in einer von Sagen und Märchen bevölkerten Natur gewöhnt ist. In einer Natur ohne Einseitigkeit, weder ausschließlich vom dunklen Charakter der Wildnis, der eine Vorstellungswelt für alle Zeit das Gepräge des Grauens und der Düsterkeit gibt, noch von der lächelnden Art, die Traumbilder lyrisch und schwebend macht, ohne Eigentümlichkeit und feste Gestaltung.

Zu dieser frischen Einbildungskraft gesellt sich eine angeborene Erzählergabe. Wie alle großen Erzähler dichtet Selma Lagerlöf episch, nach der Breite, fügt Episode an Episode, ohne es je müde zu werden. Wenn ihre Bücher schließen, so ist es, weil Bücher einmal schließen müssen, aber nie, weil der Stoff erschöpft ist. Bei ihr gelten die gewöhnlichen Schwere- und Geschwindigkeitsgesetze nicht — das Tempo bleibt auf dem ganzen Weg dasselbe. Wie bei allen reinen Epikern braust Welle auf Welle, und trotz der lyrischen Schreibweise liegt etwas Gleichmäßiges und Einförmiges über der Rhythmik ihrer Dichtung.

In ihrer Erzählung „eJrusalem" hat Selma Lagerlöf einen der größten und tiefsten Stoffe behandelt, die sich einem schwedischen Dichter überhaupt bieten — den schwedischen Bauernstand und sein inneres Leben. Daß Selma Lagerlöf dies empfunden und verstanden hat, dafür zeugt

Gottfried Kölwel:

Der letzte Gang.

Als wir an einem kalten Wintertag im Wohnzimmer um den Mittagstisch versammelt waren, hörten wir plötzlich hastende Schritte über die Treppe herabkommen; gleich darauf ging die Tür auf und meine älteste Schwester, die heute beim Essen gefehlt hatte, trat herein. Sie ließ etwas offen, so daß es kalt hereinzog, und sagte: „Vater, du sollst zum Großvater heraufkommen. Er wünscht dich dringend."

Kurt darauf betrat mein Vater das im ersten Stock gelegene Schlafzimmer meines Großvaters. Der Raum war um diese Zeit stets auffallend hell, infolge des Schnees, der auf den Nachbardächern lag, und sehr warm durchheizt. Man glaubte die Wärme der Ofenkacheln und des schwarzen, in die Mauer führenden Rohres fast riechen zu können. Das Windrad, das zur Ventilation oberhalb des Ofenrohres am Kamin angebracht war, stand meistens reglos hinter der geschlossenen runden Blechtür, von der aus ein langer Drahtgriff nach unten hing. Überhaupt regte sich nichts im Raum. Die hellgelben Kirschbaummöbel glänzten mit dem Wandspiegel um die Wette, und selbst das Glas zwischen den Rahmen alter französischer Stiche schien nicht zurückstehen zu wollen.

Mein Großvater, der sich vom Bett erhoben hatte, stand im langen, braunen Schlafmantel an der Kommode. Er hatte, während er sich fest anlehnte und auch noch mit beiden Händen auf die Platte der Kommode stützte, den Blick tief zu Boden gesenkt.

„Setze dich etwas", sagte er zu meinem Vater und wies auf einen mit verblichener Seide bespannten Stuhl.

Nun trat zunächst kurze Stille ein. Drunten auf der Straße hörte man das Knarren des Schnees. Es mußte gerade irgend jemand vorübergehen. Schritt um Schritt vertönte.

„Ich stehe zwar auf beiden Füßen da vor dir", begann mein Großvater, „aber ich bin dennoch kränker als du glaubst", fügte er bestärkend hinzu, als ihn mein Vater zu unterbrechen suchte, „glaube es mir. Ich fühle es deutlich, und nichts kann mich täuschen." Und als mein Vater wieder dazwischenreden wollte, es werde ja bald wieder gut gehen, sprach der Großvater: „Spare dir deine Trostworte. Der Mensch ist wie ein Baum. Er sprießt, wächst und wird groß. Er blüht und fruchtet. Und wenn seine Zeit vorüber ist, fällt er zurück in die ewige Heimstatt. Ich habe keinen Schrecken."

Dann wandte er sich um, mit dem Gesicht zur Kommode, und zog die oberste Schublade auf.

„Hier in dieser Schachtel", sagte er, „liegt das Geld bereit, das für mein Begräbnis gehört. In dieser zweiten Schachtel ist das Geld für den Leichentrunk. Es werden vielleicht viele Verwandte und Bekannte kommen, und alle wollen gut essen und trinken. Das hier in der dritten Schachtel gehört den Leichenträgern. Sie sollen mich nicht umsonst auf den Berg tragen. — Dann sind hier noch einige kleine Schächtelchen. In jedem liegt schon ein Zettel."

Am Nachmittag des nächsten Tages waren die Dienstboten, etliche Knechte und Mägde, im Hof versammelt, der sich hinter dem Ökonomiegebäude zwischen Stallungen und Schuppen ausbreitete. Sie standen sehr warm angezogen, mit dicken Fausthandschuhen, die Knechte mit Schlipsen und Zipfelmützen, vor einem hohen Nadelstreuhaufen und waren eben damit beschäftigt, die Streu auf alten, dicken Holzstöcken kleinzuhacken. Es roch stark nach dem Harz der Tannen- und Fichtenrinde, und das frische Pech blieb reichlich an den dicken Fäustlingen hängen.

„Man kann es gar nicht glauben", meinte die alte Nannl, die schon jahrelang in unserem Hause diente, „daß der Großvater nicht mehr herumgeht. Jeden Tag ist er hinausgegangen in den Wald."

„Mit den Menschen geht es ebenso wie mit dem Holz", erwiderte der Knecht, während er fest das Beil schwang. „Schaut nur einmal jemand an, wie die Nadeln und Zweige unter den Stock fallen."

„Wie doch die Zeit vergeht", nahm da die alte Nannl das Wort wieder auf. „Meine Mutter, Gott hab sie selig, hat es oft erzählt, wie er hierhergekommen ist: in einem hellen Anzug, mit einem Stock, der oben einen Horngriff hatte und ein goldenes Kettchen daran. Er hat sich hier angekauft und große Werkstätten eingerichtet, tiefe Farbkippen und weite Kessel. Bald ist auch ein solches Geschäft gegangen, daß all seine Gesellen die Hände voll Arbeit hatten. Dabei hat er stets selber mit den Gesellen gearbeitet und genau so einen langen blauen Schurz getragen wie sie."

Die alte Nannl wußte dies alles noch sehr gut; sie wußte auch, daß der Großvater aus dem Rheinischen stammte; seine Mutter ist mehrmals im Wagen von dort herübergekommen. Er selbst ist durch Frankreich und Spanien gewandert und auf dem Rückweg ins Bayerische gekommen. Er muß eine große Freude daran gehabt haben, bald mit der Sonne, bald mit Regen und Wind, so durch die Welt zu ziehen. „Gott hat uns die Füße zum

die großartige Einleitung des Buches, in der Ingmar Ingmarsson alle seine Vorväter in einer himmlischen Bauernstube sieht.

Am 20. November werden viele nach Märbacka wallfahrten. Viele werden hinter der eisernen Kette stehen und Selma Lagerlöf auf dem Altan grüßen. Wir anderen alle, die wir ferne sind und sie lieben, beugen uns in Ehrfurcht und Dankbarkeit vor der greisen Dichterin.

Buben und Mädchen.

Von Selma Lagerlöf.

Aus dem Buch ihrer Jugenderinnerungen „Märbacka".

Im Sommer 1866 war eine ungewöhnlich große Kinderschar auf Märbacka versammelt.

Da waren zuerst die Söhne des Hauses, Daniel und Johann Lagerlöf, und da waren Theodor und Otto und Hugo Hammargren, ihre Vettern von väterlicher Seite, die mit ihren Eltern die Sommerferien auf Märbacka verbrachten. Ferner waren da Ernst und Klas Schenson, die Vettern von mütterlicher Seite, die ebenfalls im Sommer auf Märbacka wohnten. Aber damit war es noch nicht genug, sondern man konnte gut auch Hermann, Bernhard und Edwin Milén dazu rechnen, die auf dem Nachbarhofe einquartiert waren, und ebenso gehörte auch Adolf Noreen mit zu der Gesellschaft, der in Herrestadt drunten bei der Kirche wohnte, aber mehrere Male in der Woche nach Märbacka wanderte, um sich mit den anderen Jungen herumzutummeln und zu vergnügen.

Außerdem waren Anna und Selma und Gerda Lagerlöf da; Gerda war allerdings erst drei Jahr alt, sie konnte also unmöglich mitgerechnet werden, aber auch Anna und Selma kamen nicht in Betracht, wenn eine so große Schar Jungen da war.

In diesem Sommer hatten sich die Jungen einen angenehmeren und wohlgelungeneren Zeitvertreib ausgeklügelt als in den vorhergehenden Jahren. Die ersten Wochen hatten sie wie gewöhnlich verbracht; sie hatten Beeren gesammelt, sich auf der Schaukel hoch in die Luft hinaufgeschwungen und auf dem grünen Rasen geschlafen, mit Bogen und Pfeil gespielt, Hüpfsteine übers Wasser hingeschickt und sich an Laufspielen ergötzt; aber eines schönen Tages war ihnen das alles verleidet gewesen. Sie meinten gewiß, es wäre besser, sie griffen zu einer nützlicheren Beschäftigung, anstatt die ganze Zeit mit Nichtstun und leeren Zerstreuungen totzuschlagen.

Ihre Blicke richteten sich auf ein kleines Waldland, das sich auf der einen Seite vom Wege und dem Straßengraben, auf der anderen von dem senkrecht aufsteigenden Åsberge begrenzt, dicht neben der Allee ausbreitete. Im Norden bildete ein Steinmäuerchen und im Süden ein großes Kiesloch die Grenze; demgemäß war der ganze Bereich, der vielleicht sechzehn Tonnen Land umfaßte, sehr abgeschlossen und lag einsam da.

Als die Jungen das Land näher untersuchten, fanden sie eine Menge großer Steinblöcke, und das ganze Wachstum bestand eigentlich nur aus Wacholdergebüsch, jungem Nadelholz und Farnkräutern. Im Norden floß durch das kleine Ödland ein Bach, der zwar im Sommer austrocknete, an dessen Ufern aber prächtiges Erlengesträuch stand. In den Felsschluchten am Åsberge wuchsen Süßwurzeln, die die Jungen sehr schätzten, ganz am südlichen Ende standen vier Fichtenbäume, und mitten auf dem ganzen Gebiet eine hohe Tanne mit breitem Wipfel. Das ganze Grundstück schien vollständig unberührt von jeder Kultur und hatte keine anderen Bewohner aufzuweisen, als Eichhörnchen, Spechte und Waldameisen.

Die Jungen dachten nun, dieses vortreffliche Grundstück müßte jetzt in den Genuß des Segens der Zivilisation kommen, und so beschlossen sie, als Ansiedler dorthin zu ziehen. Zu allererst wurden die Heimstätten ausgewählt. Der sechzehnjährige Theodor Hammagren, der eigentliche Leiter des ganzen Unternehmens legte sofort Beschlag auf einen hohen Felsblock, der wie ein Turm aufragte und eine prächtige Ausschau auf die ganze Kolonie gewährte.

Daniel Lagerlöf, der fünfzehn Jahre alt und Theodor Hammargren im Alter und Ansehen am nächsten stand, eignete sich die vier hochgewachsenen Fichten nebst einer Felsenwand dahinter an. Johann Lagerlöf und Otto Hammargren, die sehr gut Freund miteinander und überdies Schulkameraden waren, taten sich zusammen und beschlossen, sich den nördlichsten Teil mit dem ausgetrockneten Bach und dem Erlengebüsch anzueignen. Ernst Schenson, der erst zwölf Jahre alt war, begnügte sich mit einem klotzigen Steinblock, der in den Augen der anderen wenig Freude zu versprechen schien. Sein Bruder, der kleine Klas, wählte sich ebenfalls einen Steinblock; aber er schien sich immerhin noch ein besseres Los erwählt zu haben als sein Bruder, weil dieser Steinblock eine schattenspendende Erle in der Nähe hatte. Hugo Hammargren verlangte für sich die eine große Tanne, die ihm auch von keinem der andern Jungen mißgönnt wurde. Der zehnjährige Hermann Milén suchte sich eine große, umgestürzte Fichte aus, deren astreicher Stamm langgestreckt auf dem Boden lag, deren Wurzel aber hoch in die Luft aufragte. Seine beiden kleinen Brüder, Bernhard und Edwin, die erst achtjährigen Zwillinge, wären beinahe leer ausgegangen, aber schließlich wurde jedem von ihnen ein Fichtenstumpf zugeteilt.

Adolf Noreen war an dem Tage, wo die Plätze verteilt wurden, nicht auf Märbacka gewesen, und es entstand große Erregung, als er kam und auch seinen Teil von der Beute verlangte, denn jetzt waren ja schon alle guten Plätze besetzt. Glücklicherweise fand Theodor Hammargren einen Ausweg, indem er ihm einen Absatz auf der Felswand selbst anwies, und damit war die Ruhe wieder hergestellt.

Wenn aber Anna oder Selma gehofft hatten, es würden ihnen auch Wohnplätze in der Siedlung zugewiesen, so wurden sie grausam betrogen; sie waren ja nur Mädchen, und unter all den Jungen war sicherlich kein einziger, dem auch nur flüchtig eingefallen wäre, die beiden Mädel hätten möglicherweise die Absicht, auch mittun zu wollen.

Die Jungen vergnügten sich königlich da draußen in ihrem Neuland. Theodor Hammargren schaffte Moos auf seinen Turm und stellte sich einen bequemen Sitzplatz her, auch baute er sich eine steinerne Treppe davor, so daß er leicht hinauf und herunter kommen konnte. Daniel Lagerlöf rodete den Boden zwischen den Fichten und der Bergwand um und stellte sich ein kleines Empfangszimmer her, das auf der einen Seite mit moosbedeckten Steinbänken ausgestattet war, und das war die hübscheste von allen Anlagen. Johann und Otto bauten in ihrem Erlengebüsch eine halbrunde Rasenbank. Auch diese Anlage wurde als eine höchst wohlgelungene Wohnstätte gelobt. Ernst Schenson stellte ein breites Mooslager her mit einem Steinblock als Rückwand, sein kleiner Bruder Klas aber war ein Faulenzer, der streckte sich unter seinem Wacholderbusch auf dem Erdboden aus und kümmerte sich nicht im geringsten um das Herschleppen von Steinen und Moos zu einer Ruhebank. Hugo Hammargren hatte sich von Leutnant Lagerlöfs Schreiner ein paar Bretter erbettelt, die nagelte er in dem Tannenwipfel fest und bekam dadurch einen herrlichen Sitzplatz. Adolf Noreen machte sich auf seiner Felsenplatte ein Mooslager und befand sich da droben, wenn er glücklich hinaufgeklettert war, ganz ausgezeichnet. Hermann Milén hatte sich eine Grotte unter der Wurzel seines umgestürzten Baumes gegraben, ja selbst die kleinen Zwillinge hatten ihre Baumstümpfe mit Moos bekleidet.

Den Jungen gefiel es mit jedem Tage besser draußen, je mehr sich ihre Kolonie entwickelte. Schon nach kurzem machte sich auch das Bedürfnis nach einer geordneten Verwaltung und Rechtsprechung geltend; und so wurde Theodor Hammargren als Vorstand und Richter gewählt. Daniel Lagerlöf wurde Münzmeister und mußte Papiergeld ausgeben. Johann wurde Landrat, und Otto Hammargren Vogt. Und nachdem sie ordentlich Geld für Handel und Wandel hatten, fingen sie an, Steine und Kies und Moos und Felsstücke und Erde zu verkaufen. Einige machten dabei gute Geschäfte und wurden reiche Leute; Hugo Hammargren und Hermann Milén aber waren Verschwender und ließen sich überdies auf fremdem Boden verschiedene Übergriffe an Süßwurzeln zuschulden kommen, so daß sie von dem Vogt in den Arrest abgeführt werden mußten, nämlich in die alte Schmiede, die am Wegrand herrlich bequem zur Hand war.

Aber Anna und Selma wanderten noch immer einsam auf dem Hofe umher. Und Anna Lagerlöf sagte, wenn die Jungen sie wieder einmal bitten würden, ihnen einen Ball zu stricken, dann werde sie nein sagen, und ebenso wenig würde sie ihnen je wieder beim Kochen von Sirupbonbons helfen.

Selma Lagerlöf aber, die damals erst sieben Jahre alt war, wußte gar nicht, was sie sich ausdenken sollte, um die Jungen recht zu ärgern, aber jedenfalls würde sie ihnen nicht erlauben, in ihrem Wägelchen Kies zu fahren.

Das Leben in der Kolonie wurde mit jedem Tag spannender, und alle die Jungen versicherten, sie seien noch niemals so vergnügt gewesen. Zu bestimmten Stunden versammelten sie sich und hielten Sitzungen, wo über die Angelegenheiten des Staates beraten wurde. Und da wurden dann Beschlüsse gefaßt, über die Anlage von neuen Wegen und den Bau einer großen steinernen Brücke über den Straßengraben, der die Kolonie von der äußeren Welt abschloß.

Die Arbeit wurde folgendermaßen verteilt: alle Jungen, die über zwölf Jahre alt waren, mußten Steinhauer und Erdarbeiter werden, die Kleinen aber sollten Kies herbeifahren. Aber siehe da, Hermann Milén und Hugo Hammargren wollten bei dieser Arbeit nicht mithelfen, und dadurch entstanden allerlei ernsthafte Schwierigkeiten. Hugo und Hermann waren entschieden die Unglückskinder und Störenfriede in dem neuen Staat, weil sie sich nicht um Gesetze und Vorschriften kümmerten. Sie fürchteten sich nicht einmal vor der Schmiede, so daß man gar nicht wußte, welche Maßnahmen man gegen sie ergreifen sollte.

Aber Anna und Selma, die waren drüben auf dem Hofe und versuchten es, sich zu unterhalten, so gut es eben ging. Sie schossen mit den von den Jungen zurückgelassenen Pfeilen und Bogen und spielten mit deren Reifen. Und sie sagten, wenn im Winter alle Jungen in der Schule seien, da sei es auf Märbacka genau ebenso schön wie im Sommer. Anna sagte auch feierlich, keiner von den Jungen dürfe je wieder ihre große Puppe sehen, die sie von ihren Tanten geschenkt bekommen habe. Die Puppe war mindestens eine Elle hoch, besaß Strümpfe und Schuhe, ein Schnürleibchen, eine Krinoline, auch ein eigenes Bett mit Federkissen und Bettüchern sowie einen eigenen Kleiderschrank, überhaupt alles, was man sich nur denken konnte.

Aber draußen in der Kolonie entwickelte sich das Leben in immer reicherem Maße. Und eines schönen Tages wurde in der Sitzung vorgeschlagen, nun ein Wirtshaus zu eröffnen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und der Münzmeister, Daniel Lagerlöf, ward zum Wirtshausvorsteher ernannt, weil er die geräumigste Wohnung hatte.

Aber der neuernannte Wirtshausvorsteher mußte es recht beschwerlich gefunden haben, die Vorräte an selbstgebrauter Limonade, an Waldhimbeeren, unreifen Äpfeln und Süßwurzeln, die die Kolonisten verlangten, herbeizuschaffen. Und da erinnerte er sich plötzlich daran, daß er ein paar Schwestern hatte.

Rasch ging er auf den Hof, sie zu suchen. Er fand die beiden am Teich, wo sie eben die Boote ihrer Brüder auf dem Wasser schwimmen ließen und eifrig miteinander ausmachten, niemals wieder mit einem der Jungen zu spielen. Nein, nein, nicht einmal mehr den Kopf nach der Seite drehen, wo die Jungen waren, wollten sie!

„Kommt, Mädchen, ihr dürft mit in die Ansiedlung und in meinem Wirtshaus Aufwärterinnen werden!" rief ihr Bruder.

Und Anna und Selma, was taten sie? Sie ließen die Boote segeln, wohin sie wollten. Kein Wort sagten sie davon, daß sie bisher vergessen und ganz sich selbst überlassen worden waren. Sie gingen ganz einfach mit in die Kolonie zu den Jungen und waren hocherfreut und glückselig.

Der Tod spricht:

. . . Ich bin ein Bote nur
des, der da weht im ewigen Azur.
Gern legt ich Stundenglas und Sense hin,
im Geisterreich zu kreisen still um Ihn.
Allein er winkt, also muß ich gehn,
der Menschheit ewigen Jammer anzusehen,
muß wandern durch das Früh- und Abendrot;
man fürchtet mich und nennt mich schauernd: Tod.
Das ist ein Name für das große Grauen,
das namenlos und schrecklich anzuschauen,
durch das, in Nacht und Dunkelheit verhüllt,
des tief Lebendigen Wille wird erfüllt.
Heimholer bin ich, Führer in das Licht,
Gefängnisbrecher, Löser von dem Bann,
den Fleisch und Blut um durst'ge Seelen flicht.
So grüßt mich auch ein Wandrer dann und wann,
der mich erkennet und mein göttlich Tun,
den trag ich dankbar lächelnd aus dem Streit . . .
Allein, wann werd ich selbst einmal befreit
und darf zu Gottes Füßen endlich ruhn?

Anna Schieber.

Nicht nach dem Tode, sondern vor dem Tode wollen die Menschen geliebt sein.

Geyer

Gehen gegeben", sagte er oft. „Die Füße sind wie zwei Stäbe, und wer sie recht gebraucht, der kann es erst ermessen, wie groß und schön Gott die Welt gemacht hat."

Während sich die Dienstboten so über ihn unterhielten, hatte man im Schlafzimmer des Großvaters bereits eine Totenkerze angezündet, und wir alle waren im Halbkreis um das Bett versammelt, in dem der Großvater lag. Er schien nicht viel schlechter auszusehen als in gesunden Tagen, nur die Augenhöhlen waren tiefer und schattiger. Bis zur Brust hatte er sich zugedeckt, die beiden Hände, auf denen man die Adern blau hervortreten sah, lagen ganz ruhig auf der weichen Zudecke.

Da ließ er mit einem Male die Augen kurz auf meinem Vater ruhen, wandte dann den Blick auf meine Mutter und blickte noch einmal auf uns Kinder, indem er jedes von uns eine kurze Weile schweigend ins Auge faßte.

Hierbei blieb es still, und jedes ahnte, der Großvater werde nun noch einmal zu reden anfangen.

Plötzlich hob er leicht den Arm und seine Lippen bewegten sich.

„Gebt mir meine Joppe", sagte er ganz still.

Da waren wir alle erschrocken und glaubten, der Großvater läge in Fiebern. Aber schon tönte wieder seine Stimme:

„Gebt mir meine Joppe!"

Niemand rührte sich, niemand ging an den Schrank, wo die braune Filzjoppe mit den Hirschhornknöpfen eingeschlossen hing, die er, dicht bis zum Hals geschlossen, in den letzten Jahren stets getragen hatte. Wir hielten nur alle den Atem an und horchten, was weiter geschehen werde.

Da richtete er sich plötzlich auf und machte eine Bewegung, als ob er selber aus dem Bett steigen und die Joppe holen wollte. Meine Mutter war deshalb an das Bett geeilt und legte die Hände auf die Zudecke, wie um den Kranken fernzuhalten.

„So bringe mir doch du die Joppe", sagte er, „wenn es die andern nicht tun."

Die Mutter drehte sich um, sah zuerst fragend den Vater an und blickte dann ebenso fragend auf uns Kinder. Hierauf ging sie wortlos, als hätten ihr alle Blicke zugenickt, zum Schrank, der am Ausgang des Zimmers nahe der Tür stand, öffnete und nahm die Joppe heraus. Obgleich sie alles recht leise tat, so knarrte die Türe doch, und dieser Ton ging uns allen derart ins Ohr, daß wir leicht zusammenzuckten. Nur der Großvater rührte sich nicht. Er sah reglos in der Richtung nach dem Schrank, und als die Mutter mit der Joppe an sein Bett kam, hob er, ganz von selber, zuerst den rechten, dann den linken Arm und schlüpfte so in das alltägliche Kleidungsstück, als ginge er nun fort in den Wald. Und als er bemerkte, daß ihm die Mutter die anfallenden Falten nur glattwischen und die beiden Joppenenden offenlassen wollte, da griff er selbst nach den Knöpfen und machte einen um den andern zu, bis die Joppe, wie immer, eng bis zum Halse geschlossen war.

„Nun gebt mir auch noch meinen Stock", sagte er dann mit der gleichen Ruhe, mit der er zuerst die Joppe verlangt hatte.

Eine meiner Schwestern begab sich möglichst geräuschlos in die Ecke des Zimmers, wo der Stock stand, holte ihn herbei und reichte ihn wortlos dem Großvater.

Da sagte er: „Nun bin ich ganz bereit."

Von diesem Augenblick an schloß er die Augen und blieb, während er mit der rechten Hand unverwandt den Stock hielt und die Linke auf die Brust legte, reglos liegen. Er öffnete leicht den Mund, und es sah aus, als horchte er auf etwas.

Eine lautlose Stille machte sich nun im Zimmer breit. Niemand wagte mehr fest zu atmen. Man glaubte ein leichtes Zucken durch den Körper des Großvaters gehen zu sehen, und im selben Augenblick knieten wir uns alle auf den Boden. Wir falteten die Hände, neigten das Gesicht und beteten still.

Da hörte man draußen auf der Straße plötzlich Schritte, ganz deutlich, einer nach dem andern, knarrte durch den Schnee. Wir alle verfolgten den Laut dieser Schritte, bis wir nichts, gar nichts mehr hörten und die lautlose Stille wieder um uns war.

Ununterbrochen währte diese Stille, bis sich die Mutter schließlich erhob und ganz langsam und vorsichtig an das Bett trat. Zögernd griff sie nach der Hand des Ruhenden, und als der Großvater kein Zeichen mehr gab, bezwang sie sich, sah uns alle mit großen Blicken an und begab sich wortlos in unseren Kreis zurück. Während sie sich wieder niederkniete, traten einzelne Tränen aus ihren Augen, rollten über ihr Gesicht und zerflossen.

Wir alle dachten nun wieder an die Schritte, die wir vor kurzem gehört hatten, und uns allen war es, als wäre der Tod leibhaftig vorbeigekommen, und der Großvater wäre mit ihm wie mit einem Kameraden auf die Wanderschaft gegangen.